

INDES

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT



Zäsuren

Interview mit Peter Graf Kielmansegg »Den Zeitstrom der Geschichte gliedern«

Gerd Koenen Über Revolutionen Franz Walter Krisendramen im 50-Jahre-Takt

Katharina Trittel Der NS-Arzt Siegfried Ruff

ESSEN IST GERONNENES WISSEN, DAS RESULTAT STAATLICHER REGULIERUNG UND WIRTSCHAFTLICHEN HANDELNS



Uwe Spiekermann

Künstliche Kost

Ernährung in Deutschland, 1840 bis heute

Umwelt und Gesellschaft, Band 17

2018. 948 Seiten mit 144 Abb. und 7 Tab., gebunden

€ 60,00 D

ISBN 978-3-525-31719-8

eBook: € 49,99 D | ISBN 978-3-647-31719-9

Dieses Buch bietet ein Panorama der Veränderungen der Ernährung seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Fürsorglich den Konsumenten umgarnend, rangen Wissenschaft, Wirtschaft und Staat um die Konturen des Neuen. Kriege und Krisen bildeten Beschleunigungsphasen des Wandels, während Friedenszeiten die Neuerungen in Massenmärkten verbreiteten. »Künstliche Kost« untersucht, wie sich das Reden über Ernährung verändert hat, wie diffizilere Produktionsweisen Werbung nötig machten, wie Zusatzstoffe Bedeutung gewannen und Gebote und Verbote den Essalltag prägten. Wer um all dies weiß, wird reflektierter essen, und anders mit dem umgehen, was er sich einverleibt.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com



EDITORIAL

≡ Michael Lühmann/Matthias Micus

Leben wir in einer Wendezeit, sind wir Zeugen einer gesellschaftlichen Umbruchsituation, einer Zäsur? Die Rasanzen sozial-kultureller Wandlungsprozesse und die offenkundig grassierenden Verunsicherungen sowie fundamentalen Krisenerscheinungen – von der Finanz-, Schulden-, Euro- und Klima-Krise bis hin zu den Migrationsbewegungen – scheinen eine solche Diagnose nahezulegen.

Denn wenn von Zäsuren gesprochen wird, impliziert dies zumeist eben das: die markante Beschleunigung gebündelter Wandlungsprozesse, deren Auswirkungen die Lebenswirklichkeiten ubiquitär erfassen – und die, da die rapide Entwertung des Gewohnten einem verbreiteten Bedürfnis nach Orientierungssicherheit zuwiderläuft, von den Zeitgenossen vielfach als Krise wahrgenommen werden. Zugleich markieren Zäsuren aber auch rückschauend gedachte Höhe- und Wendepunkte, die nicht nur Erinnerung strukturieren, sondern auch Erinnerungsgemeinschaften formieren können – die Generation der 68er, ob Konstrukt oder nicht, ist wohl der prominenteste Ertrag solcher Bündelung von erlebten Brüchen, kulminierenden Entwicklungen und generationellen Konflikten.

Als »abrupte ereignisbestimmte Brüche« (Kielmansegg) verbinden sich Zäsuren für gewöhnlich mit datierbaren Ereignissen: dem Anschlag auf das WTC am 11. September 2001 etwa, dem Zusammenbruch der Großbank Lehman Brothers am 15. September 2008 als Auslöser der Banken- und Finanzkrise oder dem 23. Juni 2016, als die Mehrheit der britischen Wähler für den »Brexit« stimmte.

Schließlich ist das Jahr 2018 voll von Jubiläen, die auf historische Ereignisse verweisen, von der Frühen bis in die Neueste Neuzeit, und mit denen sich ebenfalls epochale gesellschaftliche Umbrüche verbinden: vom Dreißigjährigen Krieg 1618–48 über die Revolutionen von 1848 und 1918 bis hin zum Gipfeljahr der Außerparlamentarischen Opposition (APO) 1968. Auch das Gedenkjahr 2018 – und nicht allein die schiere Gegenwart – legt folglich eine Beschäftigung mit dem Thema Zäsuren nahe.

Zäsuren stellen die so beliebte wie umstrittene Frage nach der Einmaligkeit von Geschichte, nach transnationaler Weite und nationalem oder regionalem Sonderweg, damit verbunden zugleich aber auch jene gegenläufige nach der Wiederholbarkeit von Geschichte, nach Lehren aus dieser. Wobei

sich ganz zweifellos aus der Nähe zu einem zum Wendepunkt erklärten Ereignis ebenso wie aus der Permanenz eines tiefgreifenderen Wandels – soziale Entsicherung, aufkommender Klimawandel, eine Welt in Bewegung – einschneidende Daten verflüssigen können. Letztlich bleibt ein Ereignis vor allem dies: ein bloßes Ereignis.

Überhaupt werden Historiker mit gutem Recht einwenden, dass die Vorstellung von scharfen Schnitten, die den Geschichtsverlauf in aufeinanderfolgende Perioden einteilen, die in sich homogen seien und mit den vorangegangenen ebenso wie den nachfolgenden Zeitstrecken nichts gemein hätten, illusorisch ist. Es gibt *den* Augenblick nicht, der alles anders macht. Jedes *Danach* ist mit dem *Davor* durch eine Vielzahl von Kontinuitätsüberhängen verbunden – dies gilt bei aller einleuchtenden Schärfe selbst für jene harten Zäsuren wie das Kriegsende 1945 oder die Revolutionen, Um- und Zusammenbrüche in der DDR und in Osteuropa in den Jahren 1989 ff.

Identitäten und Mentalitäten, Normen, Zugehörigkeiten und Bedürfnisse sind zählebig und überdauern auch die gelegentlich abrupten Wechsel auf der politischen Ebene von Verfassungen, Institutionen und Parteien. Insofern folgerichtig betont insbesondere die Sozial- und Kulturgeschichte eher die langen Kontinuitätslinien. Die Frage nach der Sattelzeit oder gar Sattelzeiten, nach Moderne und Modernen, Verheißung und Niedergang vermag in diesem Zusammenhang Zäsuren als abrupten Wandel zu relativieren, graduelle kulturelle Wandlungen zu betonen – und doch zugleich Zeiten von langer Dauer, mehrere Dekaden übergreifend, zu konturieren, nach denen (fast) nichts mehr ist wie vorher.

Denn auf die Idee, im Umkehrschluss solche Aspekte der Beständigkeit absolut zu setzen und das ewige Weiterleben des einmal Bestehenden zu postulieren, käme auch kein Vertreter der genannten sozial- und kulturgeschichtlichen Forschungsansätze. Gleichermaßen unsinnig wäre die Behauptung, der Strom der Entwicklung flösse in einem unabänderlich konstanten Tempo den Fluss der Geschichte hinab. Es gibt Unstetigkeiten, welche die Fließgeschwindigkeit beschleunigen oder drosseln. Das Flussbett ist mal breiter, dann wieder enger; das Gefälle variiert; hier und dort führt ein Hindernis zu Verwirbelungen und bremst den Lauf des Wassers. Und auch der Mensch selbst beeinflusst seine eigene Geschichte durch Flussbegradigungen und Flächenversiegelungen, Dämme, Schleusen oder auch Renaturierungsmaßnahmen.

Auch kulturell wirksame und eher prozesshafte Transformationsphänomene verdichten sich bisweilen, wie das aktuell mit Blick auf die Digitalisierung und die Globalisierung zu beobachten ist, die im Übrigen den Eindruck

unterstützen, dass unsere Zeit ihren Fuß in historisches Neuland setzt, wobei die Tragweite dieses Schrittes womöglich den Vergleich mit früheren Einschnitten und Umbrüchen nicht zu scheuen braucht.

Jenseits immer mitgegebener Kontinuitäten finden Zäsuren also als Kontinuitätsbrüche Eingang in das kollektive Gedächtnis sowohl der Zeitgenossen als auch – und nicht selten: insbesondere – der retrospektiv die Zäsuren betrachtenden Nachgeborenen.

Die vorliegende Ausgabe von *INDES* blickt vor diesem Hintergrund in ihrem Schwerpunkt unter dem Titel »Zäsuren« auf solche Zeiträume, Momente, Ereignisse, in denen sich der mähliche Gang der Geschichte plötzlich beschleunigt, bisweilen abrupt ab- oder unterbricht, untergründige Entwicklungen an die Oberfläche durchbrechen, sich die losen Fäden des Wandels zu manifesten Trends verweben und in der allgemeinen Wahrnehmung der Zeitgenossen neue Zeiten anbrechen, zugleich alte vergehen, nicht selten verbunden mit heftigen Deutungskämpfen.

Allein die jüngere deutsche und deutsch-deutsche Geschichte verhandelt nahezu jede der großen Zäsuren in heftigen gesellschaftlichen, publizistischen und wissenschaftlichen Konflikten. Ob die *Dolchstoßlegende*, welche die Debatte um die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg vergiftete; Weizsäckers 1985 gehaltene Rede zum Kriegsende 1945 als »Tag der Befreiung«, die lange bekämpft wurde; die derzeit heftig geführte Debatte um 1968 und dessen Folgen; oder die Frage nach Revolution oder Wende, nach Einheit oder Anschluss 1989/90: Zäsuren sind auch immer Vehikel der teils heftigen, bisweilen konfrontativen Verständigung über das Vergangene.

Dass die Verständigung über das Vergangene nicht abgeschlossen ist, dies zeigt nicht zuletzt die vorliegende Ausgabe der *INDES*. Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, viel Vergnügen bei der Lektüre.

INHALT

- 1 **Editorial**
≡ Michael Lühmann/Matthias Micus
- >> **INTERVIEW** 7 **»Den Zeitstrom der Geschichte gliedern«**
Gespräch mit Peter Graf Kielmansegg über Zäsuren,
die digitale Revolution und die Zukunft Europas
- >> **ANALYSE** 16 **Sattelzeit(en)**
Zäsuren am Anfang (und am Ende?) der Moderne
≡ Daniel Fulda
- 23 **Über Revolutionen**
Anmerkungen zu einem Faszinosum
≡ Gerd Koenen
- 35 **1873–1923–1973**
Krisendramen im 50-Jahre-Takt?
≡ Franz Walter
- 56 **1918 bis 2018**
Zwiespältiges Gedenken an Frieden, Nachkrieg und Revolution
≡ Alexander Gallus
- 64 **Dachau–Nürnberg–Bonn**
Leben und Karriere des »fliegenden Medizinmannes« Siegfried Ruff
≡ Katharina Trittel
- 75 **1945 als langfristige Zäsur der Zeitgeschichte**
Nationale, europäische und globale Perspektiven im Vergleich
≡ Lutz Raphael

- 88 **1968 – und 50 Jahre später**
Eine deutsch-deutsche Bestandsaufnahme
≡ Eckhard Jesse
- 100 **1968 in der DDR**
Eine ausgebliebene Revolte und ihre Folgen
≡ Michael Lühmann
- 107 **Ein neuer Kapitalismus für eine neue Zeit**
John Kenneth Galbraith und die Chicago School of Economics
≡ Maurice Cottier
- >> **ESSAY** 115 **Zäsurdenkensäur**
Der Verlust geschichtsphilosophischer Kompassse *nach dem Boom*
≡ Fernando Esposito
- 122 **Wann, wenn nicht jetzt?**
Warum es oft schwer fällt, das Gute zu tun
≡ Hilal Sezgin

PERSPEKTIVEN

- >> **ANALYSE** 131 **Glashaus-Gefechte**
Der Jargon der Eigentlichkeit und die deutsche Halbbildung
≡ Wilfried von Bredow

SCHWERPUNKT:
ZÄSUREN



»DEN ZEITSTROM DER GESCHICHTE GLIEDERN«

≡ Gespräch mit Peter Graf Kielmansegg über Zäsuren, die digitale Revolution und die Zukunft Europas

Wenn das Schlagwort »Zäsur« fällt: Wovon sprechen wir dann?

Der Begriff »Zäsur« entspringt einem Orientierungsbedürfnis. Wir wollen und müssen den Strom der Zeit gliedern, um mit ihm erinnernd umgehen zu können. Wir suchen nach Punkten, an denen ein Ende und ein Anfang sehr markant aufeinandertreffen. Solche Punkte nennen wir Zäsuren. Wir meinen damit einen Einschnitt in das Kontinuum der Zeit, der tief reicht.

Man muss sich allerdings klarmachen, dass Zäsuren nichts dem Zeitstrom objektiv Eigenes sind. Zäsuren werden in den Zeitstrom hineininterpretiert. Freilich nicht willkürlich. Historische Zäsuren, die Völker, Staaten, Kulturen betreffen, werden zu solchen ja nur dadurch, dass man sich über sie verständigt. Und dafür braucht es Gründe.

Insofern ist es ein großer Unterschied, ob wir von Zäsuren in einem individuellen Leben – in der Deutung dieses Lebens ist derjenige, der es lebt, zunächst einmal mit sich allein – oder von Zäsuren in der Geschichte von Kollektiven, auch in Entwicklungen außerhalb des Humanbereiches, etwa erdgeschichtlichen Einschnitten, reden. Da sind die Notwendigkeiten argumentativer Objektivierung von gliedernden Deutungen des Zeitstroms viel stärker.

Die Politikgeschichte betont, so scheint es, stärker die Brüche, die Sozial- und Kulturgeschichte die langen Kontinuitätslinien. Wie lässt sich eine Phase beschleunigten Wandels von einer Zäsur unterscheiden?

Politikgeschichte ist zu einem guten Teil Ereignisgeschichte. Ereignisse können sehr abrupt ein Ende herbeiführen oder einen Anfang setzen. Das gilt etwa für Schlachten. In einer Schlacht entschied sich die Eroberung Englands durch die Normannen, eine weitere Schlacht beendete das napoleonische Zeitalter. Wieder eine andere Schlacht setzte dem preußisch-österreichischen Dualismus in Mitteleuropa nach 120 Jahren ein Ende.

Was für Schlachten zutrifft, gilt auch für den Ausbruch von Revolutionen – die Erstürmung der Bastille ist dafür ein Beispiel. Ein epochales Ereignis ganz anderer Art, aber eben auch ein Ereignis, war die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus. Dabei hatte diese für die altamerikanischen Kulturen freilich eine viel tiefgreifendere Bedeutung als für Europa, so sehr diese Entdeckung auch die europäische Geschichte in neue Bahnen lenkte.

Auch gibt es Ereignisse, die eine Zäsur lediglich symbolisieren. Wir haben im letzten Jahr Luthers Thesenanschlag von 1517 mit großen Erinnerungsfesten gefeiert. Die Reformation war fraglos eine Zäsur der europäischen Geschichte; aber Luthers Ablassthesen waren bloß ein allererster Schritt in diese Zäsur hinein – und konnten erst im Nachhinein so verstanden werden.

Gesellschafts- und Kulturgeschichte dagegen hat es vornehmlich nicht mit Ereignissen, sondern mit der Entwicklung von Strukturen und Mentalitäten zu tun. Die ändern sich selten abrupt. Gerade auch die Untersuchung ihres Wandels macht es notwendig, lange Entwicklungslinien ins Auge zu fassen. Der Rückgang etwa der Kinderzahl in den entwickelten Industriegesellschaften, eine der demografischen Schlüsselentwicklungen der neueren Geschichte, war nicht, wie man oft meint, ein plötzliches, von der *Antibabypille* ausgelöstes Ereignis, sondern lässt sich bis in das späte 19. Jahrhundert zurückverfolgen, hat dann freilich durch die Erfindung eines einfachen empfängnisverhütenden Medikamentes einen starken Schub erhalten. Auch die Emanzipation der Frau, die im Rückblick, wenn man die historische Bilanz des 20. Jahrhunderts zieht, vielleicht einmal ganz vorn stehen wird, ist ein Prozess der *longue durée*. Das heißt auch: Versteht man den Begriff richtig, steht er eben nicht für Statik, Unbeweglichkeit.

Freilich gibt es andererseits Beispiele dafür, dass kultureller Wandel sehr schnell abläuft. In den 1960er und 1970er Jahren verloren, historisch gesehen, von einem Tag auf den anderen fast alle die Sexualbeziehungen normierenden Konventionen, insbesondere die Bindung von Sexualität an die Ehe, ihre Geltungskraft. Das war tatsächlich eine Art von Revolution, die man mit dem Ereignis der Erfindung der *Pille* in Verbindung bringen kann. Insbesondere vor dem Hintergrund einer Langzeit-Kulturgeschichte der europäischen Sexualität sind die sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts ganz sicher eine höchst dramatische Zäsur.

Rüdiger Safranski betonte zuletzt im Spiegel den Wunsch nach einer Balance von Bewahrung und Erneuerung als anthropologischer Konstante. Wie reagieren die Gesellschaften auf Zäsuren? Dominieren Krisendeutungen oder doch eher optimistische Erwartungen?

Safranski hat mit seiner Einschätzung des Menschen zweifellos recht. Bewahrung und Veränderung sind für den Menschen gleichermaßen wichtig. Der Mensch braucht für ein gelingendes Leben eine ihm vertraute Lebenswelt. Er muss aber auch offen sein für Veränderungen, um der Welt gewachsen zu bleiben. Wie sich das eine zum anderen verhält, ist auch eine Frage des Lebensalters. Älteren Menschen fällt schwerer als jungen, sich noch auf einen raschen Wandel der Lebenswelt einzustellen, ihn gar zu bejahen. Das bedeutet übrigens, dass unsere Zivilisation eine wachsende Spannung hervorbringt: Gesellschaften altern, zugleich beschleunigt sich der Wandel der Lebenswelt dramatisch. Der Widerstand gegen diesen Wandel wächst also nicht nur wegen der Beschleunigung, sondern auch aus demografischen Gründen.

Aber auch unabhängig von dieser besonderen Spannung gilt: Es ist fraglich, wie lange wir der extremen Beschleunigung, mit der unsere Zivilisation sich fortentwickelt, sich verändert, noch gewachsen sein werden. Die Digitalisierung ist das Beispiel des Tages für diese Beschleunigung; so wie sie ein Beispiel dafür ist, dass auch ein Wandel nicht ereignishafter Natur durchaus als Zäsur wahrgenommen werden kann. Ich jedenfalls habe den Aufstieg der digitalen Kommunikation zu einer alles beherrschenden Lebensmacht in einer ziemlich kurzen historischen Zeitspanne als die tiefste lebensweltliche Zäsur in den achtzig Jahren meines Lebens erfahren.

Dass Gesellschaften dabei auf Zäsuren in der Regel ambivalent – nicht einheitlich und nicht eindeutig – reagieren, lässt sich gerade auch an diesem Beispiel zeigen. Man gibt sich einerseits der digitalen Kommunikation wie einer Sucht hin; und ist andererseits zugleich schon jetzt, nach nur zwei Jahrzehnten, von tiefer Sorge, tiefer Skepsis gegenüber diesem jüngsten Geschenk eines Fortschritts, den man nicht aufhalten kann, erfüllt.

Man muss auch die globale Migration, genauer die Armuts- und Katastrophenmigration, die in die Wohlstandsregionen der Welt drängt, als einen Aspekt der Dynamik beschleunigten Wandels, den unsere inzwischen weltweit dominante Zivilisation hervorbringt, sehen. Viele Menschen in den am stärksten von Einwanderung betroffenen Ländern ertragen und vertragen das Tempo und das Ausmaß lebensweltlicher Veränderung, die aus dieser Migration folgen, nicht mehr.

Sie haben schon die orientierende Funktion von Zäsuren angesprochen. Welche weiteren gesellschaftlichen Funktionen erfüllt das kollektive Erinnern in historischen Zäsuren?

Es geht wohl eher um das kollektive Erinnern *nach* historischen Zäsuren. Das Wort »Funktion« hat für mich immer einen deutlich oder undeutlich

normierenden Beiklang. Ich würde lieber fragen: Welche Rolle spielen kollektive Erinnerungen *nach* Zäsuren? Was bewirken sie? Was können sie bewirken?

Auf diese Fragen gibt es sicher keine pauschale Antwort. Revolutionen hinterlassen typischerweise mit einer gespaltenen Gesellschaft auch ein gespaltenes Gedächtnis. Das kann auch bei verlorenen Kriegen der Fall sein. Selbst nach 1945 war die Erinnerung an die zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft, die doch in eine Katastrophe geführt hatten, eine gesplattene, uneinheitliche, uneindeutige.

Wenn es gut geht, kann kollektive Erinnerung orientierend, sinnstiftend wirken. Da ist dann wichtig, dass es positive Schlagworte, Bilder, Episoden als Kristallisationskerne kollektiver Erinnerung gibt. Für die kollektive Erinnerung an das Geschehen der Wiedervereinigung, das insgesamt ja ebenfalls durchaus ambivalent wahrgenommen worden ist, hat es entscheidende Bedeutung, dass der Mauerfall – ein unerhört symbolträchtiges Ereignis – den eigentlichen bildlichen Erinnerungskern ausmacht.

Die »Stunde Null« 1945 gilt als Musterbeispiel für eine Zäsur. Sind Zäsuren per se verbunden mit dramatischen Erfahrungen, mit Krieg, Revolution, Katastrophe?

Was das Jahr 1945 bedeutet, muss für jedes am Zweiten Weltkrieg beteiligte Land gesondert herausgefunden werden. Die Formel von der »Stunde Null« ist auf Deutschland gemünzt – und auch da natürlich nicht wörtlich zu nehmen. »Kontinuität ist immer«, hat Golo Mann einmal gesagt. Das gilt auch für 1945. Die Geschichtswissenschaft hat sich gerade für die Kontinuitäten über die Zäsur von 1945 hinweg stark interessiert; und etwa herausgearbeitet, dass die Jahre 1943–48 im Leben der von der Katastrophe erfassten Menschen so etwas wie eine Zeiteinheit bildeten.

Zugleich darf man es mit dem »Kontinuität ist immer« aber nicht übertreiben. 1945 war eine tiefe Zäsur, im Großen, Staatlichen ebenso wie auch in der Mehrzahl aller deutschen Biografien. Freilich gilt gerade auch für diese Zäsur und gerade auch für Deutschland, dass man sie nicht auf einen historischen Augenblick verengen darf. Man muss den Neuanfang der folgenden Jahre, für den der Zusammenbruch der NS-Diktatur Raum schuf, mit in den Blick nehmen, wenn man das, was die Jahreszahl 1945 für das historische Bewusstsein bedeutet, erfassen will.

Insofern Zäsuren abrupte, ereignisbestimmte Brüche sind, werden sie sicher oft mit dem verbunden, was Sie »dramatische Erfahrungen« nennen. Aber ich habe ja schon davon gesprochen, dass wir auch – das ist eine Frage der Perspektive und der Zeiträume, die wir betrachten – kürzere oder sogar

längere Perioden beschleunigten Wandels als Zäsur deuten können. Die Dramatik ist dann eine, die häufig erst der spätere Betrachter wahrnimmt, nicht der Zeitgenosse. Das trifft auf viele der dynamischen Perioden des sozial- und kulturgeschichtlichen Wandels zu, von denen schon die Rede war. Aber: Die erwähnte digitale Revolution ist gleich wieder ein Gegenbeispiel – sie wird von den Zeitgenossen unmittelbar als abrupter, revolutionärer Umbruch erfahren.

Wie verhält es sich mit der Reichweite einer Zäsur: Kann eine Zäsur auch regional begrenzt sein oder muss sie mindestens nationale, vielleicht gar globale Wirkungen zeitigen?

Ich würde es für ziemlich willkürlich halten, wollte man den Begriff »Zäsur« für historische Großereignisse reservieren. Warum sollte der Autor einer Biografie nicht auch nach Zäsuren in dem Leben, das er darstellt, fragen? Natürlich gibt es ein gewissermaßen öffentliches, jedenfalls wissenschaftliches Interesse vor allem daran, den Zeitstrom der Geschichte im Großen zu gliedern. Aber einen guten Grund dafür, den Begriff »Zäsur« an eine bestimmte Ebene des Geschehens zu binden, sehe ich nicht.

Zäsuren mit einer globalen Reichweite dürfte es ohnehin nicht viele geben. Man müsste sie wohl in der frühen Menschheitsgeschichte (die freilich noch keine Globalgeschichte war) oder jener späten Phase der Menschheitsgeschichte, in der die europäische Expansion den Globus tatsächlich zur Einheit werden ließ, suchen. Nicht die Reichweite, um ihren Begriff noch einmal aufzunehmen, ist konstitutiv für jene Diskontinuitäten, die wir Zäsuren nennen, sondern die Tiefe und die Abruptheit des Kontinuitätsbruchs.

In Ihrem Buch »Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland« aus dem Jahr 2000 schreiben Sie: »Es hat in der Geschichte der Bundesrepublik nur eine tiefe Zäsur gegeben: die späten sechziger Jahre.« Würden Sie diese These heute immer noch so stehen lassen? Und worin genau bestand aus Ihrer Sicht der nachhaltige Einschnitt der späten 1960er Jahre?

Mein Buch hat die Jahre 1945 bis 1990 zum Gegenstand. Auf diesen Zeitraum bezieht sich meine Aussage; und natürlich auch nur auf den westlichen Teil des geteilten Deutschland, eben die Bundesrepublik. Einer der Gründe dafür, dass noch immer Fremdheit zwischen den beiden Teilen des wiedervereinigten Deutschland besteht, ist ja genau der, dass – beispielsweise – die Jahreszahl 1968, aus westlicher Sicht ein Epochendatum, für das zweite Deutschland gar nichts bedeutet. Für die gesamtdeutsche Geschichte nach 1945, von der wir inzwischen wieder sprechen können, ist – das versteht sich

von selbst – der Zusammenbruch der DDR und die Wiedervereinigung *die* große Zäsur des Dreivierteljahrhunderts, das seit Kriegsende vergangen ist.

Meine These war, dass uns in der Politikgeschichte der Bundesrepublik ein anderes Zeitraster entgegentritt als in der Gesellschafts- und Mentalitätsgeschichte; dass der politischen Katastrophenzäsur 1945/49 ein gesellschafts- und mentalitätsgeschichtlicher Epochenbruch etwa zwanzig Jahre später gefolgt sei; ein Epochenbruch, für dessen Kennzeichnung der damals in die Debatte eingeführte Begriff »Wertewandel« eine Schlüsselbedeutung hat.

Es war ein Epochenbruch, in dem in einer sehr kurzen Zeitspanne vielfältige säkulare Modernisierungsprozesse in der ganzen Welt der entwickelten, demokratisch verfassten Industriegesellschaften einen historisch beispiellosen Beschleunigungsschub erhielten. Geburtenrückgang, Emanzipation der Frau, sexuelle Revolution, Bildungsrevolution, Säkularisierung: Das sind einige der Stichworte, die in diesen Zusammenhang gehören. Alle Entwicklungen, auf die diese Stichworte verweisen, haben etwas mit der Wohlstandsexplosion



der späten 1950er und der 1960er Jahre zu tun, zu der es keine Parallele in der deutschen Geschichte gibt.

Die Bundesrepublik war dabei auf der einen Seite einfach Teil der westlichen Welt, auf der anderen Seite aber auch ein Land mit einer sehr besonderen Geschichte, die in diese Prozesse hineinwirkte. Dass ein Land, welches keine Wurzeln in einer zustimmungsfähigen Geschichte mehr hat, von einer solchen Dynamik des Wandels anders getroffen wird als glücklichere Länder, ist zumindest eine plausible Vermutung. Um Ihre Frage abschließend klar zu beantworten: Ich sehe auch zwanzig Jahre, nachdem das Buch geschrieben worden ist, keinen Grund, von der These abzurücken, dass der gesellschafts- und mentalitätsgeschichtliche Umbruch der 1960er und 1970er Jahre die tiefste Zäsur in der Geschichte der Bundesrepublik gewesen sei.

Sie haben in den vergangenen dreißig Jahren viel zur europäischen Integration geschrieben. Gibt es eine Zäsur im europäischen Integrationsprozess, die den Übergang von einer Wirtschafts- zu einer echten politischen Union nachhaltig versperrt hat?

Von einer Zäsur, die den Übergang von einer Wirtschafts- zu einer echten politischen Union versperrt habe, würde ich nicht sprechen. Mir hat noch niemand erklären können, was eine *echte politische Union* sein sollte, wenn nicht ein Bundesstaat. Also lautet die Frage: Warum hat sich die Wirtschaftsunion bis heute nicht zu einem europäischen Bundesstaat fortentwickelt? Die Antwort ist sehr einfach: Es hat sich gezeigt, dass die Völker Europas und auch die Regierungen der Mitgliedstaaten das nicht wollen. Sie wollen die intensive Zusammenarbeit, sie wollen auch ein Stück Supranationalität, aber sie wollen nicht die Aufgabe der eigenen Staatlichkeit. Und sie haben gute Gründe dafür. Das Maß an fortschreitender Zentralisierung, das ein europäischer Bundesstaat unvermeidlich mit sich brächte, wäre für eine Föderation von 28, demnächst 27 Nationalstaaten mit je eigener Sprache, je eigener Geschichte und einer je eigenen ausgeprägten politisch-kulturellen Identität ganz unangemessen. Ein europäischer Bundesstaat wäre, verglichen mit den Gliedstaaten, auch mit einem erheblichen Verlust an demokratischer Substanz verbunden.

Am Anfang, als im Schatten der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges die ersten Integrationsschritte getan wurden, war es einfach, sich für die »Vereinigten Staaten von Europa« zu begeistern.

Inzwischen, nach der Erweiterung von sechs auf 28 (27) Mitgliedstaaten, haben wir in fünfzig, sechzig Jahren Integrationsgeschichte die Erfahrung gemacht, dass unbedachter Integrationsenthusiasmus das europäische Projekt nicht weiterbringt, sondern gefährdet.

Heute geht es darum, diejenigen Aufgaben zu identifizieren, für die wir ein handlungsfähiges, einiges Europa wirklich brauchen. Und dann müssen wir gemeinsam das tun, was mit Blick auf diese Aufgaben notwendig ist. Bislang ist das europäische Projekt vor allem ein nach innen gewandtes Projekt. Eine gesamteuropäische Rechtsordnung wurde aufgebaut und immer weiter ausgebaut. Das muss nicht ewig so weitergehen. Die europäische Gemeinschaft muss sich neu definieren, auf eine präzise Weise aufgabenorientiert. Und ihre Aufgaben liegen nicht mehr primär im Innern.

Wir brauchen ein handlungsfähiges, einiges Europa vor allem um der Selbstbehauptung Europas in einer Welt weniger großer Mächte mit ausgeprägten Eigeninteressen und begrenztem Respekt vor schwächeren Gliedern der Staatengemeinschaft willen. Die Entschlossenheit und brutale Energie, mit denen China imperiale Weltmachtansprüche verfolgt und Russland seine geostrategischen Interessen durchzusetzen versucht, sind besorgniserregend. Die Unzuverlässigkeit der USA als Partner Europas ist es nicht weniger. Das ist die Welt, in der Europa sich behaupten muss.

Glauben Sie, dass der 23. Juni 2016, an dem die Briten für den EU-Austritt stimmten, in fünfzig Jahren als eine echte historische Zäsur betrachtet werden wird, die den Anfang vom Ende der Europäischen Union eingeleitet hat, wie viele Rechtspopulisten gerade behaupten?

Ob der »Brexit« einmal als *echte* historische Zäsur in der Geschichte des europäischen Projektes wahrgenommen werden wird, können wir noch nicht wissen. Welche Folgen er haben wird, ist immer noch offen. Der Anfang vom Ende der Europäischen Union wird er, da bin ich mir ziemlich sicher, nicht sein. Die Interessen einer Mehrzahl von europäischen Staaten sind inzwischen zu fest mit der Union verknüpft. Aber um zur Selbstverständlichkeit für die Völker Europas zu werden, muss die Europäische Union sich wahrnehmbar an den unzweifelhaft gemeineuropäischen Aufgaben bewähren.

Zuweilen wird der Begriff der historischen Zäsur auch kritisch betrachtet. Worauf zielt die Kritik und welche Alternativen werden diskutiert?

Ich habe für reine Begriffsdebatten nie viel Sinn gehabt. In der Sache kann es nur darum gehen, ob die Vorstellung von einer historischen Zäsur grundsätzlich zu viel von jener Kontinuität, die immer ist, ausblendet und deshalb

problematisch ist. Ich denke – und da kann ich an meine erste Antwort anknüpfen –, dass wir ohne Begriffe, die den Zeitstrom der Geschichte gliedern, nicht auskommen; und dass es sehr tiefe, in den Zeitstrom hineinwirkende Abbrüche und Anfänge auch tatsächlich gibt. Wir müssen, wenn wir gliedern, nur im Kopf behalten, dass immer auch nach den Kontinuitäten zu fragen ist.

Welche gesellschaftlichen Umbrüche der jüngeren Geschichte werden in ihrer Bedeutung am meisten überschätzt, welche am meisten verkannt?

Diese Frage lässt sich nicht anders als spekulativ und nur aus der Distanz beantworten. Und die fehlt uns natürlich gerade bei Ereignissen der jüngeren Geschichte. Vielleicht sollte man lieber nach Deutungsunsicherheiten als nach Unter- oder Überschätzung historischer Umbrüche fragen. 9/11 wurde schon am Tage danach zum Epochenereignis erklärt. Bis heute wissen wir nicht so genau, ob und in welchem Sinn das zutrifft.

Natürlich kann auch Geschichte selbst in ihrem Fortgang Umbrüche in ein anderes Licht rücken. Die Oktoberrevolution von 1917 ist hierfür ein gutes Beispiel: Solange die Sowjetunion bestand und ein machtvoller Kommunismus diese Revolution als ein heilsgeschichtliches Datum verstand, mit dem sich der Lauf der Weltgeschichte ein für alle Mal geändert habe, musste die nicht-kommunistische Welt – und die Welt der demokratischen Verfassungsstaaten im Besonderen – sich dieser Deutung, auch wenn sie diese natürlich nicht übernahm, doch jedenfalls stellen. Sie musste annehmen, dass mit der Oktoberrevolution ein Fundamentalkonflikt, ein *Weltbürgerkrieg*, wie man oft gesagt hat, eröffnet sei, dessen Ausgang nicht absehbar war – ein Konflikt zwischen zwei antagonistischen Modellen gesellschaftlicher Ordnung, die einander Legitimität nicht zugestehen konnten. Als dann Atomwaffen ins Spiel kamen, gewann dieser Konflikt gar apokalyptische Züge. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, dem Auseinanderfallen ihres Imperiums und im Licht der Entwicklung Russlands nach diesem Zusammenbruch bietet sich eine neue Perspektive an. Siebzig Jahre Sowjetunion können als eine Episode gesehen werden, eine dramatische, folgenreiche, für die Weltgeschichte hoch bedeutsame Episode, aber eben doch als ein Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang. Als dieser größere Zusammenhang kann das Kontinuum imperialer Politik der Großmacht Russland wahrgenommen werden, die in wechselnden ideologischen Einkleidungen, mit wechselnden Stoßrichtungen und in wechselnden Erscheinungsformen über lange historische Zeiträume hinweg Vorherrschaftsansprüche erhebt, die für ihre Umwelt bedrohlich sind. Mithin: Gerade auch die Diskussion über Zäsuren kann zu einem Geschichtsbild der Vieldeutigkeiten beitragen.



Prof. Dr. Peter Graf Kielmansegg,
geb. 1937, Studium der Rechtswissenschaft und der Geschichte; Professuren für Politikwissenschaft an den Universitäten Darmstadt, Köln und Mannheim 1971–2003; Gastprofessuren an der Georgetown University Washington, D.C. und dem Johns Hopkins Center Bologna; Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 2003–09.

SATTELZEIT(EN)

ZÄSUREN AM ANFANG (UND AM ENDE?) DER MODERNE

≡ Daniel Fulda

Obwohl sich der Begriff »Sattelzeit« keineswegs von selbst erklärt, ist er bemerkenswert beliebt. Schließlich wurden in der Sattelzeit – gemeint ist: im Jahrhundert »um 1800« – laut Reinhart Koselleck die Fundamente der modernen Welt gelegt. Und nicht allein die Historikerkollegen des 2006 verstorbenen Koselleck sprechen ganz geläufig von der Sattelzeit, sondern auch Geisteswissenschaftler anderer Fächer.¹

Seit der Erfindung des Begriffs im Zuge der Arbeit an Kosellecks großem Lexikon »Geschichtliche Grundbegriffe« hat sich die Vorstellung einer makroepochalen Zäsur um 1800 weithin etabliert und ist nahezu ohne Widerspruch geblieben. Anlass zu Zweifeln gibt der Sattelzeitbegriff freilich durchaus. Das gilt nicht allein für die ebenso unklare Referenz wie begrenzte Auslegbarkeit der Sattelmetapher, sondern auch für die empirische Untermauerung der mit ihr verbundenen These.²

Letzteres sei weiter unten zumindest punktuell dargelegt. Ebenso zu diskutieren sind die neuerdings vorgetragenen Anknüpfungen an Koselleck, die seiner Zäsurdiagnose für die Zeit um 1800 eine weitere für die Zeit »um 2000« hinzufügen. Wie überzeugend sind also die Zäsurdiagnosen Kosellecks auf der einen und die jener Autoren, die in unserer Gegenwart das Ende jener Moderne erkennen, deren Formationsphase er beschrieben hat, auf der anderen Seite?

ALS »ALLES ANDERS WURDE«³: DIE SATTELZEIT

In der Sattelzeit berühren sich Alteuropa und Moderne und scheiden sich zugleich voneinander – so Kosellecks These, die den Beginn der »Neuzeit« von der Zeit um 1500 auf jene um 1800 verschob. Die Zentralbegriffe des politisch-sozialen Diskurses verloren damals ihre traditionellen Bedeutungen

1 Vgl. Stefan Jordan, Die Sattelzeit. Transformation des Denkens oder revolutionärer Paradigmenwechsel?, in: Achim Landwehr (Hg.), Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution, Bielefeld 2012, S. 373–388, hier S. 373 mit Nachweisen.

2 Ausführlicher dazu vgl. Daniel Fulda, Sattelzeit. Karriere und Problematik eines kulturwissenschaftlichen Zentralbegriffs, in: Elisabeth Décultot u. Daniel Fulda (Hg.), Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen, Berlin 2016, S. 1–16.

3 Reinhart Koselleck u. Christoph Dipper, Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christoph Dipper, in: Neue Politische Literatur, Jg. 43 (1998), H. 2, S. 187–205, hier S. 195.

und gewannen neue – die sich als modern ausweisen, indem sie unserem Verständnis im Grundsatz entsprechen. *Freiheit, Recht, Revolution, Volk* oder *Wirtschaft* sind einige solcher in den »Geschichtlichen Grundbegriffen« untersuchten Begriffe. Analoges gilt, wie man ergänzen kann, für die dort nicht einschlägigen Begriffe *Literatur* und *Kunst*.

Kosellecks besondere Aufmerksamkeit galt dem Begriff der Geschichte und dem des fundamentalen Wandels des Geschichtsbewusstseins in der Sattelzeit. Seitdem denke sich der Westen die Welt und den Menschen als in dauernder Umbildung befindlich, und zwar in einer sinnhaften Umbildung, die einerseits fortwährend Neues hervorbringe, das andererseits aber prozesshaft mit allem Vorangegangenen verbunden sei.⁴

Als Postulat der Geschichtstheorie ist dieser Gedanke natürlich nicht erst von Koselleck formuliert worden; hier sind vielmehr die großen Autoren des Historismus wie Herder, Droysen, Dilthey u. a. zu nennen. Koselleck hat den Kerngedanken des Historismus jedoch in einer Weise reformuliert, die diesem wieder wissenschaftliche Überzeugungskraft gegeben hat. Schließlich hatte er, so jedenfalls sein Anspruch, ein Geschichtsverständnis, das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur noch wenige Anhänger versammelte, in einen mit linguistischen Methoden abgestützten empirischen Befund transformiert. Dass Geschichte generell ein dynamisches Entwicklungskontinuum sei, wies er als ihrerseits geschichtliche, im 18. Jahrhundert entstandene Vorstellung aus.

Demnach wird Geschichte seit der Sattelzeit nicht mehr nur als Reservoir vieler einzelner Geschichten begriffen, sondern als Kontinuum mit Vorwärtstrand und dadurch als eigenständige Macht, die alles Menschliche bedingt und prägt. Die Historie wiederum vermittelt nicht mehr anhand dieser oder jener Begebenheit eine moralische oder politische Lehre, die überzeitliche Geltung hat – so das herkömmliche *historia magistra vitae*-Konzept. Ein solches exemplarisches Lernen aus dem Geschichten-Schatz der Vergangenheit ist nach moderner Auffassung unmöglich, weil *die Geschichte* substanzielle Veränderungen mit sich bringt, ja aus ihnen besteht, sodass sich Vergangenes niemals so wiederholt, dass die Betrachtung einer historischen Situation umstandslos in eine Erklärung der Gegenwart münden kann. Aus der Geschichte zu lernen, so Koselleck, heiße unter modernen Vorzeichen vielmehr, ihren Verlauf zu verstehen. Der Mensch könne ihre Entwicklungsrichtung erkennen und seine Handlungen darauf berechnen, um aktiv in sie einzugreifen und seine Zukunft selbst zu gestalten.

Das begriffliche Äquivalent dieser neuen Auffassung fand Koselleck im Kollektivsingular »die Geschichte«, der um 1750 erstmals auftrete und sich

4 Diese Leitthese gründiert zahlreiche Texte Reinhart Kosellecks; zuerst vorgetragen hat er sie in seinem Aufsatz: *Vergangene Zukunft in der frühen Neuzeit* [Erstveröffentlichung 1968], in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1992, S. 17–37, am breitesten belegt in seinem Artikel: *Geschichte, Historie*, in: Otto Brunner u. a. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1972–97, S. 593–718, bes. S. 650f.

um 1775 durchsetze.⁵ Zuvor hatte es im Deutschen keinen zusammenfassenden Begriff für die Gesamtheit des Vergangenheitsgeschehens oder sogar für alles historische Geschehen in den drei Zeitdimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegeben. Die Gesamtheit der vielen einzelnen Geschichten ließ sich lediglich im Plural ansprechen, also als *Geschichten*.⁶

Die Entstehung des neuen Kollektivsingulars *die Geschichte* bildet in Kosellecks begriffsgeschichtlichem Ansatz das Paradebeispiel für die Entsprechung von Begriffs- und Bewusstseinswandel in der Sattelzeit: Mit *Geschichte* im Singular war vor 1750 kein allumfassender historischer Prozess gemeint, sondern ein partikularer Ereigniszusammenhang, der als exemplarische Veranschaulichung zeitunabhängiger Regeln verstanden wurde; was seit der Sattelzeit *die Geschichte* heißt, war davor als »Mehrzahl additiver Einzelgeschichten«⁷ gedacht worden.

Nach 1750 beobachtet Koselleck hingegen eine gedankliche Integration der vielen einzelnen Geschichten zur einen Geschichte von autonomer Dynamik, die mit der Ausbildung und Durchsetzung des Kollektivsingulars *die Geschichte* Hand in Hand gehe. Am Ende der Sattelzeit hat der Historiker und Geschichtstheoretiker Johann Gustav Droysen den neuen Sprachgebrauch prägnant resümiert: »Über den Geschichten ist die Geschichte.«⁸

WIE ZUVERLÄSSIG IST KOSELLECKS SATTELZEIT-THESE?

Der Nutzen des Sattelzeit-Modells liegt darin, dass es ein klares, da binär strukturiertes Kategoriengerüst für die Analyse nicht allein von Geschichtsauffassungen bereitstellt. Nutzen bringt es darüber hinaus als idealtypische – zu betonen ist: als *idealtypische* – Beschreibung des Übergangs von der alt-europäischen zur modernen Auffassung von Welt und Geschichte. Schaden verursacht es hingegen dann, wenn es in seiner empirischen Aussagekraft überschätzt wird und wenn Quellenbefunde nur dann akzeptiert werden, wenn sie das Modell bestätigen bzw. durch Interpretation passend gemacht werden können. Denn schaut man genauer hin, sind selbst zentrale Zitate in Kosellecks Beiträgen zum Geschichtsbegriff nicht immer geeignet, den postulierten Umbruch ab 1750 zu belegen.

Die Herausbildung des Kollektivsingulars *Geschichte* illustriert Koselleck mit einem Zitat aus der »Allgemeinen Geschichtswissenschaft« von Johann Martin Chladenius, einem durch ihn wieder bekannt gewordenen Theologen: »Eine Reihe von Begebenheiten wird eine Geschichte genannt«, definierte Chladenius 1752. Aber »das Wort Reihe bedeutet allhier ... nicht bloß eine Vielheit oder Menge; sondern zeigt auch die Verbindung derselben untereinander, und ihren Zusammenhang an.«⁹

5 Vgl. Koselleck, *Geschichte, Historie*, S. 648f.

6 Vgl. Koselleck, *Historia Magistra Vitae*, in: Ders., *Vergangene Zukunft*, S. 46f.

7 Ebd., S. 46.

8 Johann Gustav Droysen, *Historik. Rekonstruktion der ersten vollständ. Fassung der Vorlesungen (1857), Grundriß der Historik in der ersten handschriftl. (1857/58) und in der letzten gedr. Fassung (1882)*. Textausg. von Peter Leyh, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977, S. 395–411, hier S. 409.

9 Koselleck, *Geschichte, Historie*, S. 649. Das (in der Schreibweise normalisierte) Zitat stammt aus Johann Martin Chladenius, *Allgemeine Geschichtswissenschaft*. Mit e. Einl. v. Christoph Friederich u. e. Nachw. von Reinhart Koselleck. Neudr. der Ausg. Leipzig 1752, Wien 1985, S. 7.

Das Stichwort »Zusammenhang« scheint hier die Integrationsleistung des neuen singularischen Geschichtsbegriffs zu belegen. Doch ist die Geschichte, von der Chladenius spricht, gar nicht *die ganze* Geschichte, sondern *eine partikuläre* unter lauter partikulären Geschichten. »Was eine Geschichte sey?«, lautet die Überschrift des Paragrafen. Bei Chladenius geht es um den Zusammenhang, der jede Geschichte zuallererst konstituiert: um die »Zusammenfügung der Geschehnisse« (*pragmaton syntaxis*), die Aristoteles zum »wichtigsten Teil« der Tragödie (und übertragen: jeder sinntragenden Geschehensdarstellung) erklärte.¹⁰

Dieses Kohärenzprinzip gilt bei Chladenius für alle Geschichten, doch wird es von ihm *nicht* auf das *Gesamt* des historischen Geschehens übertragen, das damit als Einheit gesehen würde. Das Gesamt der vielen einzelnen Geschichten bleibt für ihn etwas Plurales. Grammatisch ist dieser Befund eindeutig,¹¹ und Chladenius' Argumentation lässt nicht erkennen, dass ihm eventuell nur das neue Wort für den bereits gedachten Zusammenhang der einen totalen Geschichte gefehlt hätte.

Die Stelle, die Koselleck als weiteren Beleg für das neue Geschichtsverständnis bei Chladenius anführt, muss ebenfalls als massiv, ja verfälschend überinterpretiert bezeichnet werden. Aus Chladenius' Feststellung: »Die Geschichte an und vor sich hat kein Ende«¹², schließt er, dass die (modern aufgefasste) Geschichte »bei Chladenius einen grundsätzlich unbegrenzten Horizont [gewinnt]«¹³. Doch bezieht sich Kosellecks Zeuge nicht auf *die Geschichte* insgesamt, sondern auf einzelne zu erzählende Geschichten – der Singular steht in jenem Chladenius-Zitat, weil von einer beliebigen *partikulären* Geschichte die Rede ist. Chladenius' Gedanke ist der, dass jede Abgrenzung einzelner Geschichten künstlich sei, weil das Geschehen in der Welt weitergehe. Dieser Gedanke lässt sich prinzipiell wohl auf *die Geschichte* übertragen, wird von Chladenius aber nicht in dieser Weise transponiert.

Zweifel verdient auch eine Stelle, mit der Koselleck die Ablösung des *historia magistra vitae*-Topos belegt. »Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu tun sei (die Umstände ändern alles unendlich)[,] als das Generalresultat der Zeiten und Nationen«¹⁴, heißt es bei Johannes von Müller. Der zitierte Satz schließt indes mit einem von Koselleck übergangenen Doppelpunkt, nach dem es wie folgt weitergeht: »Erfülle trefflich die vom Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin schein dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über

10 Aristoteles, Poetik. Griechisch/Deutsch. Übers. u. hg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1986, S. 21.

11 Da der Plural »Geschichte können« (Chladenius: Allgemeine Geschichtswissenschaft, S. 9) im Substantiv keine morphologische Markierung hat, kann sich allerdings, wenn man von den heutigen Flexionsformen herkommt, das Missverständnis einstellen, es handelte sich um einen Singular.

12 Chladenius, Allgemeine Geschichtswissenschaft, S. 147.

13 Koselleck, Geschichte, Historie, S. 652.

14 Koselleck, *Historia Magistra Vitae*, S. 54; zitiert wird hier: Johannes von Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten besonders der Europäischen Menschheit, Bd. 3, Tübingen 1810, S. 531.

Armuth und Niedrigkeit.«¹⁵ Das »Generalresultat der Zeiten und Nationen« sind demnach weiterhin Lehren der Moral und der Klugheit.

Was der Historiker und sein Publikum in der Geschichte erkennen können, sind bei Müller nicht eine immanente Dynamik des geschichtlichen Prozesses und dessen Richtung. Vielmehr schreibt er im selben Absatz: »So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung in diesem Geschichtsbuch dargestellt worden, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang.«¹⁶ Der Sinn der Geschichte ist hier nicht säkularisiert, sondern leitet sich von der »Weltregierung« des »Unsichtbare[n]« ab;¹⁷ er geht im weltlichen Geschehen nicht auf und ist deshalb für den Menschen auch nicht einsehbar.

Konsequenterweise besteht die im Studium der Geschichte zu erwerbende Kompetenz nicht im Erkennen historischer Dynamiken sowie im angemessenen, womöglich aktivistischen Reagieren darauf – etwa dadurch, dass man im Dienst des Fortschritts die jeweiligen historischen Tendenzen voranzutreiben sucht. Müller bezieht sich nicht auf die bestehende Ordnung der Gesellschaft als Gegenstand historisch informierter Beurteilung, sondern als eine zu akzeptierende Voraussetzung historischen Lernens: Die Lehren der Historie sind für jeden Stand andere und sollen das persönliche Verhalten unter den Vorgaben des jeweiligen Standes leiten.

Was folgt daraus, dass manche von Kosellecks wichtigsten Zeugen für die sattelzeitliche Modernisierung des Geschichtsdenkens bei näherem Hinsehen einen eher vormodernen Geschichtsbegriff vertreten? Handelt es sich bloß um Lesefehler im Detail oder ist die Sattelzeit-These insgesamt infrage zu stellen?

Im gegebenen Rahmen lassen sich derlei Fragen nicht beantworten. Auf jeden Fall empfiehlt sich, den sattelzeitlichen Wandel nicht als eine vollständige Abkehr von den hergebrachten Weisen des Geschichtsverständnisses – von der Erbauung an exemplarischen Geschichten im Sinne des *historia magistra vitae* bis zu Transzendenzbezügen im Geschichtsdiskurs – zu begreifen. Zu rechnen ist vielmehr mit Gemengelagen von alt und neu und sehr langfristigen Übergängen. Unter einer Zäsur stellt man sich jedenfalls einen schärferen Einschnitt vor.

LEBEN WIR IN EINER ERNEUTEN SATTELZEIT?

Der Begriff »Sattelzeit« wird fast ausschließlich auf den beschriebenen Zeitraum verwendet. Das typologische Potenzial des Begriffs und seine Übertragbarkeit auf andere Phasen tiefgreifenden Wandels sind bislang wenig ausgelotet. Ein Grund dafür könnte darin bestehen, dass man der Art und Weise des sattelzeitlichen Wandels – also dem, was ihn von anderen, zum Beispiel

15 Müller, S. 531.

16 Ebd.

17 Ebd., S. 532.

abrupteren Phasen grundlegender Veränderung unterscheiden könnte: etwa ein gestreckter Verlauf oder die von Koselleck vorausgesetzte hohe Bedeutung der philosophischen Reflexion – viel weniger Aufmerksamkeit geschenkt hat als seinem spezifischen semantischen Ausdruck und Gehalt um 1800.

Implizit wird die Sattelzeit-These trotzdem auch auf andere Zeiträume bezogen, besonders auf das späte 20. und beginnende 21. Jahrhundert. So namhafte Geisteswissenschaftler und Intellektuelle wie Hans Ulrich Gumbrecht, François Hartog und Aleida Assmann sehen den »Chronotopos« (Gumbrecht), den »régime d’historicité« (Hartog) oder das »Zeitregime« (Assmann) der Moderne in der Gegenwart an sein Ende kommen. Sie folgen Koselleck in seiner Beschreibung der Sattelzeit um 1800 und ergänzen, oder besser: korrigieren sie durch die These, dass die damals neu fundierte Weltauffassung und Gesellschaftsvorstellung *nicht mehr die unsere* sei. Großangelegte Untersuchungen zur Untermauerung dieser These gibt es bislang freilich nicht; noch handelt es sich um eine in Essays geführte Diskussion.

Danach leben wir nicht mehr in der »historischen Zeit«; vielmehr habe die Geschichte ihre Dynamik verloren. Das Vergangene vergehe nicht mehr, es scheine in der Gegenwart vielmehr kopräsent, während die Zukunft keine Verheißung eines besseren Neuen mehr enthalte. »Geschichte zu machen«, das trauten wir uns nicht mehr zu, weil wir weder etwas wirklich hinter uns zu lassen vermöchten noch die Zukunft als einen »offenen Horizont von Möglichkeiten erleben[, sondern als eine Reihe von Bedrohungen, die auf uns zukommen.«¹⁸

Statt der historischen Zeit herrsche laut Gumbrecht daher die »breite Gegenwart«; Hartog spricht von einem »présentisme«, der an den eifrig bewahrten Überresten der Vergangenheit weniger eine historische Entwicklung zwischen den Zeiten wahrnehme, als eigene emotionale Erlebnisse suche.¹⁹ Beide verweisen auf die heutige Geschichtskultur, Letzterer vor allem auf die vom Geist der Denkmalpflege dominierte Gestaltung des öffentlichen Raums, Ersterer auf den Faktor neue Medien: »nie war, vor allem dank elektronischer Technologien, mehr an Vergangenheit für uns direkter und unproblematischer vorhanden«²⁰.

Was also ist von der These zu halten, dass die Denkweisen, die in der Sattelzeit um 1800 geprägt worden seien, derzeit verblasen – sodass wir quasi in eine neue Sattelzeit eintreten? Die genannten Beobachtungen treffen wohl zu, und das gilt auch für Gumbrechts ergänzenden Hinweis, gegenüber den frühen 1970er Jahren hätten sich unsere Zukunftserwartungen erheblich eingetrübt, mit weitreichenden Folgen für das politische Klima. Zu der gesellschaftlichen Stimmung zumal der jüngsten Zeit und den gegenwärtigen

18 Hans Ulrich Gumbrecht, *Zentrifugale Pragmatik und ambivalente Ontologie: Dimensionen von Latenz*, in: Ders. u. Florian Klinger (Hg.), *Latenz. Blinde Passagiere in den Geisteswissenschaften*, Göttingen 2011, S. 9–19, hier S. 18.

19 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht, *Unsere breite Gegenwart*. A. d. Engl. von Frank Born, Berlin 2010; François Hartog, *Régimes d’historicité. Présentisme et expériences du temps*, Paris 2003. Aleida Assmann, *Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne*, München 2013, referiert Gumbrechts These ausführlich und ganz überwiegend zustimmend (vgl. S. 250–256), gelangt jedoch zu einem vorsichtigeren Urteil (vgl. S. 280): »Das moderne Zeitregime ist nicht gänzlich außer Kraft gesetzt, aber im Zuge der Pluralisierung von Zugängen zur Vergangenheit in bestimmte Schranken verwiesen.«

20 Gumbrecht, *Zentrifugale Pragmatik*, S. 18.

Klagen über Stagnation bzw. »rasenden Stillstand« (Virilio, Rosa), wachsende Unübersichtlichkeit und Unsicherheit sowie allerlei drohende Gefahren passt seine These geradezu unheimlich gut.

Daraus ergibt sich aber keineswegs zwingend, dass sich das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart entscheidend geändert hat. Gumbrecht u. a. sind zu diesem Eindruck offensichtlich auch deshalb gelangt, weil sie das Geschichtsdenken *der Moderne* zu einsinnig mit seinem historistischen Idealtypus und dessen Entwicklungsemphase und Zukunftsvertrauen identifizieren. Die Neigung, Geschichte zu *erleben*, um sich selbst bzw. den eigenen Ich-Idealen zu begegnen – auch so darf man die »breite Gegenwart« verstehen, die Gumbrecht postuliert –, diese Neigung finden wir ebenso in großen Teilen der Geschichtskultur des 19. Jahrhunderts.²¹ In unserer Gegenwart wiederum spielt Fortschrittsemphase im politischen Diskurs weiterhin eine große Rolle, und der Bundeskanzler, der 1989/90 den »Mantel der Geschichte« zu ergreifen beanspruchte, verstand sich zweifellos als ein Akteur der »historischen Zeit«.

Die Indizienlage stellt sich demnach nicht eindeutig dar, und dies kann im Grunde – von der Struktur der Geschichtserkenntnis her – gar nicht anders sein. Denn Zäsuren lassen sich in ihrer Tragweite erst im Rückblick ermessen. Deutungen der eigenen Gegenwart als Anbruch von qualitativ Neuem sind und waren zu allen Zeiten (der Moderne) beliebt bei sensiblen Geistern. Erst im Nachhinein lässt sich jedoch beurteilen, ob Zeichen des Wandels dabei frühzeitig erkannt oder ob sie überinterpretiert wurden. Vom »Ende der Geschichte« oder *Posthistoire* ist jedenfalls schon seit der frühen Nachkriegszeit die Rede, und die Diagnose vom »Untergang des Abendlandes« war bereits vor hundert Jahren populär.

Womöglich wird man darin einmal Belege für eine ausgedehnte (neue) Sattelzeit erkennen, in der das Koselleck'sche Geschichtsverständnis verabschiedet worden ist. Ob es so kommt, können wir noch nicht wissen. Vielleicht befinden wir uns, ganz im Gegenteil, auch weiterhin in jener Sattelzeit, die im 18. Jahrhundert begann. Ihr Sattel würde sich dann als noch viel weiter gestreckt herausstellen, als Koselleck ihn sich dachte. Diese seit zweieinhalb Jahrhunderten anhaltende Sattelzeit könnte man dann aber vollends nicht mehr »Zäsur« nennen.

21 Vgl. Daniel Fulda, Zeitreisen. Verbreiterungen der Gegenwart im populären Geschichtsroman, in: Silke Horstkotte u. Leonhard Herrmann (Hg.), Poetiken der Gegenwart. Deutschsprachige Romane nach 2000, Berlin 2013, S. 189–211.



Prof. Dr. Daniel Fulda ist Germanist an der Universität Halle-Wittenberg und leitet das dortige Interdisziplinäre Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung.

ÜBER REVOLUTIONEN

ANMERKUNGEN ZU EINEM FASZINOSUM

≡ Gerd Koenen

Das Jahr 1968 markiert einen historischen Punkt, an dem ein hypertroph geblähter Begriff der »Revolution« noch einmal eine Art letztes, beschwörendes Revival erlebt hat. Via Havanna und Peking – mehr als via Moskau, wo bereits der 50. Jahrestag des Roten Oktober im toten, pompösen, militärischen Ritual alter, müde klatschender Männer erstarrt war – diffundierte der Begriff der Revolution damals noch einmal in die Literatur und die Rhetoriken einer globalen, sowohl westlichen wie südlichen und auch östlichen *Neuen Linken*.

Man konnte sich damals einen historischen Augenblick lang als eine internationale, revolutionär gleichgestimmte Jugendbewegung imaginieren, die Teil und Verbündete eines Aufstands der »Verdammten dieser Erde« gegen die Herren der Welt war – nur um im selben Moment schon zu erleben, wie diese Totalität unvermittelt in Ubiquität umschlug. Fast über Nacht wanderte der inflationierte Begriff einer Revolution in die von diesen jugendlichen Rebellionen und Lebensreformen frisch befeuerten Kultur- und Bewusstseinsindustrien der westlichen Welt hinüber, und von dort gleich weiter in die kapitalistischen Werbe- und Warenwelten. Es dauerte nicht mehr lange, bis jede technische Innovation, jeder Musik-, Kleidungs- oder Kunststil, jede Veränderung des Alltagslebens eine Revolution war, von denen eine die nächste jagte – und das bis heute und immer hektischer.

Der Begriff der »Revolution« war schon 1989 so omnipräsent und unbestimmt geworden, dass man sich beinahe gescheut hätte, den einschneidendsten politischen Umbruch unseres Zeitalters – den Kollaps des sowjetischen Lagers – trotz aller ihn begleitenden und vorantreibenden Massenproteste noch einmal mit diesem emphatischen Ausdruck zu belegen. So haben gerade diese *zivilen* und *friedlichen*, *singenden* oder *samtene*n Revolutionen, um die es sich nach allen Kriterien, die man anlegen kann, ja durchaus gehandelt hat, das Pathos nur sehr partiell noch in Anspruch nehmen können, das ungleich gewaltsameren Ereignissen vorbehalten blieb – wie eben der bolschewistischen *Oktoberrevolution*.

Auf andere Weise gilt das auch für jene demokratischen »Farbenrevolutionen« – um den verächtlichen Begriff Wladimir Putins zu zitieren –, die vom Nahen Osten bis in die Ukraine und zeitweise auch in Moskau Scharen gebildeter junger Städter gegen die alten, korrupten autokratischen Regimes auf

die Straße getrieben haben. Überall sind sie mehr oder weniger gewaltsam erstickt, von ultranationalistischen oder fundamentalistischen Seitenströmungen oder Gegenbewegungen überspielt oder von oligarchischen Interessengruppen ausgenutzt worden – bis die gerechte moralische und soziale Empörung und die authentische demokratische Auflehnung, die am Anfang gestanden haben, fast schon in Vergessenheit geraten sind. Geblieben ist das Gespenst dieser Farbenrevolutionen, das die Potentaten aller Länder heute in ganz ähnlicher Weise verfolgt wie das Gespenst einer *roten*, demokratischen und sozialen Revolution 1848/49 die alten Regimes Europas.

UMWÄLZUNG UND RESTAURATION

Was ist und was war nun aber eigentlich eine Revolution in einem politisch und gesellschaftsgeschichtlich bedeutungsvollen Sinn? Auf welche Zeiten und Ereignisse bezogen hat man sogar von einem »Zeitalter der Revolutionen« gesprochen? Wo ist in diesem Bild der Platz der russischen Revolutionen von 1905 und 1917?

»Mehr als in jeder anderen Epoche war Politik im 19. Jahrhundert revolutionäre Politik«, schreibt Jürgen Osterhammel in seiner Geschichte dieses langen Jahrhunderts »Die Verwandlung der Welt«¹ – ein Titel, der natürlich selbst eine globale Revolution, eine Umwälzung im allerweitesten, *weltrevolutionären* Sinne anzeigt, deren Pathos, wenn schon, in diesem zivilisationsgeschichtlichen Resultat liegt.

Das ist nun allerdings genau jene Erweiterung des Revolutionsbegriffs, die zuerst Karl Marx in seinem »Kommunistischen Manifest« vorgenommen hat, als er die Entwicklung der modernen Produktivkräfte und bürgerlichen Produktionsverhältnisse, vor allem auch in ihrer weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Ausdehnung, die größte Revolution genannt hat, welche die Menschheit bis dahin gesehen habe. Eine von den arbeitenden Klassen und Menschen getragene sozialistische Revolution würde an diese bürgerlich-kapitalistische Revolution anschließen müssen, um aus der von primitiver Ausbeutung und Gewalt geprägten »Vorgeschichte« in die eigentliche, d. h. zu einer höheren Zivilisation fähigen Geschichte der Menschheit einzutreten.

Damit ging Marx einen wesentlichen Schritt über liberale Historiker seiner Zeit, wie etwa Barthold Niebuhr in Deutschland oder François Guizot in Frankreich, hinaus, die mit Blick auf die Trias der englischen, der amerikanischen und der französischen Revolutionen von 1688 bis 1789 bereits von einem »Zeitalter der Revolution« gesprochen hatten. Marx erweiterte den historischen Horizont über die Erhebungen von 1830 und 1848 hinaus auf die ungleich größeren, radikaleren sozialen und politischen Umwälzungen,

¹ Jürgen Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, Abschnitt X: Revolutionen, S. 736–817 (Zitat: S. 736).

deren Motor die Industrialisierung und Globalisierung selbst sein würden. Der Blick des heutigen Historikers auf dieses »Zeitalter der Revolution« muss wiederum mindestens bis 1919/20 reichen, als im Zuge »der nahezu weltweiten Krise am Ende des Ersten Weltkriegs einige der ältesten und machtvollsten Staatsorganisationen von der historischen Bildfläche« verschwanden.²

Jürgen Osterhammel hat drei sukzessive Wellen identifiziert, die dieses »Zeitalter der Revolution« ausgemacht haben: eine erste Welle der Unruherings um einen »revolutionären Atlantik«, in dem zwischen 1765 und 1830 Amerika, England und Frankreich um die Vorherrschaft kämpften; eine zweite Welle zwischen 1847 und 1865, die bereits eine globale Dimensionen hatte und die zentraleuropäischen Revolutionen von 1848/49 mit dem chinesischen Bürgerkrieg (der Taiping-Revolution), der indischen »Großen Meuterei« (*Great Mutiny*) von 1857 und dem Bürgerkrieg in Amerika 1861–65 verknüpfte; und schließlich eine dritte Welle »eurasischer Revolutionen«, die von Japan mit seiner Meiji-Restauration in den 1870er Jahren ausging und 1905 Russland, 1907 den Iran, 1908 die Türkei, 1911 China und 1917 dann wieder Russland erreichte.

Was in dieser betont nüchtern-zivilisationsgeschichtlichen Perspektive allerdings tendenziell verschwindet, ist das Auratische, das Faszinosum, das von Anfang an schon im Begriff der Revolution lag – gerade in seiner Doppeldeutigkeit, die in einer reinen Fortschritts-, Emanzipations- oder Modernisierungsperspektive nicht aufgeht.

Bekanntlich tauchte der Neologismus *revolutio*, ein den Römern unbekannter Begriff, zuerst in Nikolaus Kopernikus' epochemachender Schrift »De Revolutionibus Orbium Coelestium« von 1543 auf, welche die ewig sich wiederholende »Rückkehr« der Planeten zu ihrem Ausgangspunkt beim Umlauf um die Sonne beschrieb, ein System von »Kreisbewegungen der Himmelskörper«. Von einer »kopernikanischen Wende«, einem Umsturz aller hergebrachten Weltvorstellungen konnte dabei zunächst keine Rede sein. Fast im Gegenteil: Es handelte sich um einen Versuch, die Welt von Neuem in ein ewiges, in sich ruhendes Modell zu fassen. Und wie Kopernikus waren auch die nachfolgenden großen Astronomen dieser frühen europäischen Neuzeit – von Galilei über Tycho Brahe und Kepler bis Newton – immer zugleich oder sogar zuallererst Astrologen, Mythologen und Theologen auf der Suche nach der »Weltharmonik« (Kepler) oder nach dem »Sensorium Gottes« (Newton).

Eher unmerklich, fast wider Willen, brachte das wachsende Wissen um die physische Welt eine Verschiebung aller menschlichen Zeit-, Welt- und Geschichtsvorstellungen mit sich. Mit der Erkenntnis der stetigen, un-

2 Ebd.